

Vom Urnenstechen und von selbstwachsenden Töpfen

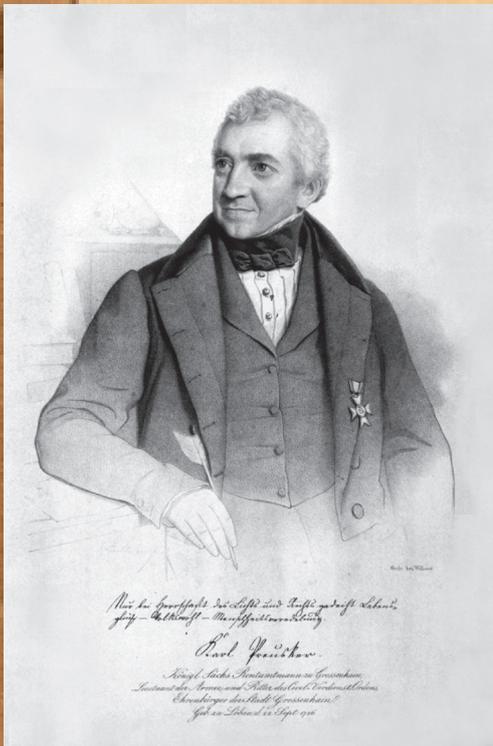
Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann der Aufbruch zu einem allgemeinen Interesse an archäologischer Feldarbeit. Als verdienstvolle Pioniere ernsthafter Forschung seien für Sachsen Karl Benjamin Preuser (1786-1871) und Gustav Friedrich Klemm (1802-1867) genannt.

Im 19. Jahrhundert war das Ergraben von Altertümern oftmals ein Freizeitvergnügen des Bürgertums, zeitweise geradezu ein Volkssport. Man zog mit Kind und Kegel ins Freie, die Damen festtäglich gekleidet, mit Sonnenschirmchen, und ließ einen Grabhügel derart freilegen, dass sich bei diesem Anblick jedem heutigen Archäologen die Haare dauerhaft sträuben würden. Es war ein Sonntagsvergnügen mit Spiel und Picknick. Doch diese Neugier, dieser Spieltrieb, dieses Gefühl eines fröhlichen Abenteuers, war das Larvenstadium einer geistigen Kultiviertheit, aus dem die moderne Archäologie hervorgehen sollte.

Beliebt war auch das so genannte „Urnenstechen“. Grabfelder gab es zu damaliger Zeit noch in großer Zahl, mit dem Beginn der „landwirtschaftlichen Revolution“ sind diese nach und nach durch den Pflug eingeebnet worden. In der Regel bestehen solche Gräber aus einer Urne mit dem Leichenbrand und umstehenden Beigefäßen mit Grabbeigaben unterschiedlicher Art.

So zog man mit Eisenstäben oder Holzscheiten bewaffnet auf diese Felder und stach damit an vielversprechenden Stellen in die Erde, um Urnenstandorte ausfindig zu machen. Der Hohlraum einer Urne wurde beim Durchstoßen des Gefäßes offenkundig.

In einem zeitgenössischen Bericht von Petrus Albinus [eigentlich Peter von Weiße; Professor in Wittenberg, 1543-1598, gilt als Begründer der sächsischen Geschichtsschreibung] in „Meyßnische Bergk Chronica“ von 1589 heißt es hierzu: „Die Lausitzer bei Luben nennen sie gewachsene Töpfe, denn eins theils des gemeinen Volks nicht anders denken, als sollen sie in der Erde gewachsen seyn, gleich wie sie sich in Thüringen nicht anders bereden lassen, als haben sie die Zwerg gebraucht und hinter sich verlaßen...“





Die letzteren seyn der meinung das sie nur im Sommer können gegraben werden, derhalben das sie außerhalb der Sommerzeit, in die 15, 18, 20 Schuh tief in der Erde liegen sollen, im Sommer aber und bald umb Pfingsten nicht über eine Elle tief“.

Die Einen waren also der Meinung, die Töpfe wären naturgewachsen und würden durch ebendieses Wachstum die Hügel aufwerfen, andere wiederum machten Zwerge oder Erdmännchen hierfür verantwortlich. Selbst noch im Jahre 1816, in einer Geographie des Großherzogtums Polen, ist von „natürlichen Gewächsen“ die Rede.

Die noch im frühen Mittelalter vorhandene Vorstellung, dass die Hügel auf den Feldern alte Gräber darstellen, war offensichtlich verloren gegangen.

Nach dem Ergraben ließ man die Urnen eine Weile vor Ort stehen: „... weil sie aber weich, lassen sie dieselben als umgraben ein weil stehen, bis sie hart werden, sonst kann man sie nicht herausbringen, sondern sie zermahlmen sich wie ein Asch“.

Den so gewonnenen Gefäßen wurden allerlei Heil- und Zauberkräfte zugeschrieben. Wasser daraus getrunken sollte das Fieber senken, in Urnen gegossene Milch bessere Sahne und Butter geben und der aus den Töpfen gesäte Same besser gedeihen. Wer es hingegen als Nachtgeschirr benutze, käme übel weg!

So kurios uns Verhalten und Denkweise heutzutage vorkommen mögen, so ist die Verwendung vor- oder frühgeschichtlicher Fundstücke als Haushaltsgerät doch besser, zumindest sinnstiftender, als unter dem Pflug moderner Landmaschinen pulverisiert zu werden.

von Rüdiger Schlosske

